

Die DDR als Vermittlungsproblem

Jens Hüttmann / Peer Pasternack, Wittenberg

»Die Zukunft eines untergegangenen Staates« lautete der Titel einer Tagung, die vom 27. Februar bis 1. März 2003 im sachsen-anhaltinischen Wittenberg stattfand, veranstaltet von der Stiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur und dem Wittenberger Institut für Hochschulforschung (HoF Wittenberg). Im Januar 2002 hatten das Institut und die Stiftung eine Studie unter dem Titel *Gelehrte DDR* vorgestellt.¹ Darin war die Präsenz des Themas DDR in der Lehre an deutschen Universitäten seit 1990 untersucht worden, und die Ergebnisse konnten als beunruhigend interpretiert werden: Der DDR waren im Jahre 2000 an 60 Prozent der deutschen Universitäten keine eigenen Lehrveranstaltungen gewidmet, und dort, wo sie Gegenstand der Lehre war, musste eine beträchtliche thematische Unausgewogenheit festgestellt werden.² Das Forschungsprojekt wurde fortgesetzt, und im Rahmen dessen fand die hier zu annotierende Tagung mit dem Untertitel »Die DDR als Gegenstand von Forschung, Lehre und Politischer Bildung« statt.

Zunächst konnte festgestellt werden: Im Vergleich etwa zum Jahre 1958, also nach 13 Jahren Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus, ist in Bezug auf die DDR inzwischen ein weit fortgeschritteneres Stadium historischer Reflexivität erreicht worden. 1200 Forschungsprojekte seit 1990 – so Ulrich Mähler in der neuesten Auflage des *Vademekum DDR-Forschung*³ – sprechen eine eindrucksvolle Sprache. Wie aber fließt dies in die Vermittlung des Themas in Schule, Hochschule und Politischer Bildung ein? Auf welche Art und Weise konstruieren Forschung, Lehre und Politische Bildung gegenwärtig und zukünftig ein Gedächtnis an die DDR? Wer sind die Akteure von DDR-bezogener Lehre und Forschung? Ist es möglich, diesbezügliche disziplinäre Spezifika zu kennzeichnen? Das waren die Fragen, die sich die neunzig Referentinnen/Referenten und Teilnehmer/innen der Wittenberger Zusammenkunft stellten. Das Eröffnungspanel fragte danach, wie die beiden deutschen Staaten mit ihrer Vergangenheit umgegangen sind. Heinz-Dieter Kittsteiner,

Frankfurt/Oder, beleuchtete »Geschichtstheoretische Hintergründe des historischen Selbstverständnisses der DDR-Geschichtswissenschaft« und argumentierte anhand dreier Thesen: Erstens habe es im Gegensatz zur Bundesrepublik durch das DDR-Selbstbild als »Sieger der Geschichte« weiterhin ein starkes Theoziee-Motiv gegeben, das es erlaubte, das weltgeschichtliche Übel des Holocaust in einen insgesamt positiven Verlauf der Geschichte einzubetten – der Nationalsozialismus hatte nach der DDR-staatsoffiziellen Version gegen seine Intention zum Guten gewirkt. Dies habe zweitens einen »Geschichtsoptimismus« nach sich gezogen, der im Widerspruch von erreichtem Sozialismus und gleichzeitig weiterhin existierendem Weltmarkt situiert gewesen sei. Eine kritische Realitätskontrolle durch die Wissenschaft habe drittens nicht stattgefunden, aber auch der Versuch, dies über ein besonders heroisches Menschenbild zu kompensieren, habe nicht weiter geholfen. Manches indes liege nach wie vor im Dunkeln, so Kittsteiner. Der Marxismus-Leninismus etwa sei noch völlig unzulänglich erforscht: Man wisse bis heute nicht, was der M-L eigentlich gewesen ist; Marx jedenfalls sei zum Ende der DDR ein weithin unbekannter Autor gewesen.

Bernd Faulenbach, Stiftung Aufarbeitung, Bochum, fragte nach der Stellung der bundesdeutschen Geschichtswissenschaft zur DDR: Während in den fünfziger Jahren der Fokus zunächst auf Wiedervereinigung und nationales Gedächtnis gerichtet gewesen sei, der in den sechziger und siebziger Jahren von zahlreichen Paradigmenwechseln, insbesondere durch die Sozialge-

1 Peer Pasternack, *Gelehrte DDR. Die DDR als Gegenstand der Lehre an deutschen Universitäten 1990–2000*. Unter Mitarbeit von Anne Glück, Jens Hüttmann, Dirk Lewin, Simone Schmid und Katja Schulze, Wittenberg 2001.

2 Vgl. Peer Pasternack: »Einheit von Forschung und Lehre? Die DDR-Forschung und ihr Niederschlag im akademischen Lehrbetrieb«, *DA* 1/2002, S. 43–51.

3 Ulrich Mähler (Hrsg.), *Vademekum DDR-Forschung*, 3. Aufl., Berlin 2002.

schichte, erschüttert worden war, seien die achtziger Jahre als eine Phase des Übergangs und der Trennung beider deutschen »Geschichten« zu charakterisieren, die mit der Hoffnung westdeutscher Historiker auf die Wandlungsfähigkeit der DDR verbunden gewesen sei.

Wie ging es weiter nach 1990? Ulrich *Mählert*, Stiftung Aufarbeitung, Berlin, lieferte 18 Thesen über »Die Auseinandersetzung mit der SED-Diktatur seit 1989/90: Motive, Akteure und Tendenzen«. Eingang wies er darauf hin, dass historische Themen von entscheidender Bedeutung für die Crash-Modernisierung der DDR 1989/1990 gewesen seien. Eine rasante Vergesellschaftung des bisherigen Herrschaftswissens habe damals stattgefunden. Inzwischen stehe auf der einen Seite eine verstetigte breite und produktive Beschäftigung mit dem Thema, die sich andererseits aber auch jenseits von Jahrestagen wie des 17. Juni 1953/2003 neu justieren und legitimieren müsse. Die Vermengung der historischen Einordnung der DDR mit politischen Tagesfragen sei dabei ein fortwährend zu bewältigendes Problem. Eine zentrale Frage wäre darüber hinaus, wie zukünftig insbesondere auch jüngere Wissenschaftler dazu ermutigt werden könnten, sich des Themas anzunehmen – eine Frage auch für Peer *Pasternack*, HoF Wittenberg, der vor allem auf eines abstellte: Heute würden an den Universitäten die Multiplikatoren der Zukunft, z.B. Journalistinnen und Journalisten sowie Lehrer/innen, ausgebildet. Diese müssten ein Grundproblem der Nachwirkung der DDR bewältigen: sozialisatorische Prägungen, die durch »Es-war-nicht-alles-schlecht«-Stereotype ebenso fortwirken, wie sie durch entgegengesetzte Stereotype nicht aufgebrochen werden können. Deutlichster Ausdruck davon sei ein weit verbreiteter Mangel an Liberalität, der sich in der fehlenden Gelassenheit in der ostdeutschen Teilgesellschaft gegenüber beliebigen Abweichungen von kollektiv definierten Normen ausdrücke. Deswegen brauche es die Auseinandersetzung mit der DDR, und damit diese stattfinden könne, werde eine aufklärerisch orientierte Forschung und Lehre zum Thema benötigt, die eine stereotypenzersetzende Funktion wahrnimmt.

Aber auf welche Weise – motivational, strategisch und inhaltlich – nähert sich die Wissenschaft der DDR an? Im Panel »Die DDR in

Lehre und Forschung« stellte Jens *Hüttmann*, HoF Wittenberg, die Fortsetzung des »Gelehrte DDR«-Projekts vor. Anhand einer Untersuchung der »DDR in akademischen Feld« präsentierte er eine Typologie der Forscher und identifizierte eine Palette von fünf habitualisierten Reaktionen auf die Umfeld der DDR-bezogener Lehre und Forschung. Die Validität dieser aus Experteninterviews und einer schriftlichen Befragung generierten »*Wissenschaftlertypologie*« exemplifizierte er an Hand der jeweiligen Einschätzungen zu der Frage, ob eine alleinige Beschäftigung mit der DDR als ausreichend betrachtet werden würde, oder ob eine Kontexterweiterung des Themas anstehe. Letzteres sei bei allen Unterschieden die Mehrheitsmeinung der befragten Wissenschaftler/innen.

Hier setzte Konrad *Jarusch*, Chapel Hill/Potsdam, dann auch in seinem Vortrag über »Die Zukunft der ostdeutschen Vergangenheit – was wird aus der DDR-Geschichte?« an. Er plädierte für eine asymmetrisch-verflochtene Parallelgeschichte bzw. die Integration des Themas DDR in die gemeinsame deutsche Nachkriegsgeschichte, die zukünftig geschrieben werden müsse. Einerseits müsse hierzu der Aspekt der Diktatur thematisiert werden, andererseits müssten gleichrangig die Alltagserfahrungen vormaliger DDR-Bürger/innen kritisch in diese Perspektive integriert werden.

Einen Blick zurück unternahm Wolfgang *Küttler*, Berlin, der lange am Zentralinstitut für Geschichte der Akademie der Wissenschaften, nach dem Umbruch dann am Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte tätig war. Ihm zufolge solle man den »*Gespensterstreit*« um die Folgen der Abwicklung einerseits nicht neu auffrischen, andererseits aber müsse man die zu Grunde liegende Zustandsbeschreibung im Hinterkopf haben, wenn man über die heutige Ausgrenzung und Verdrängung bestimmter methodischer Perspektiven sprechen wolle. Die zentrale Frage wäre dann: Wie können die unterschiedlichen Historiker-Generationen die jetzt gegebenen Möglichkeiten möglichst gemeinsam nutzen? Immerhin, so Küttler, seien die Beziehungen zwischen öffentlich finanzierter und subkultureller Geschichtswissenschaft – letztere meint die seit 1990 in Vereinen betriebenen Forschungen früherer DDR-Historiker – heute weit problematischer als seinerzeit die

Beziehungen zwischen DDR- und bundesdeutscher Geschichtswissenschaft.

In mehreren Beiträgen ging es um disziplinäre Spezifika der DDR-Hochschullehre. So spielte in Ursula *Heukenkamps*, Berlin, Vortrag »Wie lässt sich DDR-Literatur lehren?« vor allem eine Frage die zentrale Rolle: Worin könnte ein geeignetes methodisches Instrumentarium für eine deutsch-deutsche Beziehungsgeschichte bestehen, mit dessen Hilfe auch Aussagen über Literatur in der Bundesrepublik zu treffen möglich wäre? Die Studierenden jedenfalls – so Heukenkamp – verlangten diesen Theoriebezug sehr wohl, da sie auf der Suche nach komplexeren Zugängen zur deutschen Literatur seien, als es bloße Lesarten und Eindrucksurteile möglich machen würden. Sie selber schlug dafür einen *Bourdieuischen* Ansatz vor, der darauf abzielen müsse, das literarische Feld nach seinen eigenen Kriterien bewerten zu können: es also einerseits nicht als identisch mit dem politischen Feld, andererseits nicht als Feld »reiner Literatur« zu betrachten. Die DDR-Literatur jedenfalls sei, allein unter der Folie des Totalitarismuskritikums betrachtet, gar nicht zu verstehen, obgleich gerade dieser Ansatz seit 1990 vielerorts Konjunktur gehabt habe.

Im Panel »DDR-Geschichte und Gesellschaft« referierte Thomas *Ahbe*, Leipzig, über »Die DDR im Alltagsbewusstsein ihrer ehemaligen BürgerInnen«. Als Folge des seit 1990 praktizierten Ausschlusses breiter Erinnerungsbestände der ostdeutschen Bevölkerung, so seine These, habe sich ein Laien-Diskurs etabliert. (N-)Ostalgie sei insofern als Strategie zur »Zurückeroberung des Diskurses« zu interpretieren. Dies lässt sich auch auf die Darstellung von »DDR-Geschichte im Internet« übertragen, für deren Analyse Dörte *Hein*, Leipzig, einen an Halbwachs und Assmann orientierten theoretischen Rahmen vorschlug. DDR-lebensweltliche Bestände, so einer ihrer Befunde, sollen die Erinnerungen der »User« aktivieren, um damit als »Stabilisatoren der Erinnerung« zu fungieren, die sich in einer ausschließlich herrschaftsgeschichtlichen Perspektive nicht entfalten könnten. Rainer *Eckerts*, Leipzig, Vortrag über »Zeitgeschichte im Museum« stellte dann eine Synthese seiner persönlichen und professionellen Erfahrungen als Direktor des Zeitgeschicht-

lichen Forums in Leipzig dar. Im Blick müsse man vor allem die Rezipienten haben, die eine weit fortgeschrittene Musealisierung der DDR auf unterschiedlichste Art und Weise verarbeiten würden. Eckert mahnte besonders gezieltere Lehrerfortbildung an, auf die es – im Vergleich zur Optimierung von Lehrplaninhalten – vorrangig ankomme.

Das Schlusspanel thematisierte den »Umgang der Politischen Bildung mit der DDR«. Die Leiterin der Landeszentrale für Politische Bildung Brandenburg, Martina *Weyrauch*, Potsdam, stellte dabei ihr Konzept einer Abkehr vom traditionellen MultiplikatorInnenansatz vor. Im Unterschied dazu möchte sie durch einen stark dialogorientierten Ansatz, der alle Bürger/innen und Sinne anspreche, eine Lücke füllen: DDR-Geschichte erschöpfe sich demnach weder in einer Herrschaftsgeschichte noch in ihrer Darstellung als Kabarettnummer – wie gelegentlich in deutschen Kinos zu besichtigen. Auch dürfe die DDR-Vermittlung nicht an die alte Agitation und Propaganda erinnern, denn dann wäre die politische Bildungsarbeit von vornherein gescheitert. Marianne *Birthler*, Berlin, war der Abschlussvortrag »Mehr als ein Archiv – Beiträge der BStU zur Hochschullehre und Politischen Bildung« vorbehalten. Sie wies darauf hin, dass das BStU-Archiv nicht allein Herrschafts- und Repressionsgeschichte dokumentiere, sondern auch eine reiche Quelle für Alltagsgeschichte sei. Nicht zuletzt lieferten die BStU-Unterlagen den eindrucksvollen empirischen Nachweis, dass die DDR-Bevölkerung kein Volk von Spitzeln und Tätern war. Daneben machte Birthler deutlich, dass sie alle Hoffnung auf die Studierenden-Generation von heute und morgen setze: »Gras wächst nicht schneller, wenn man dran zieht!«.

Fazit: Die DDR sei wohl kaum lediglich eine von zahlreichen Regionalgeschichten, stellte der Direktor des gastgebenden Instituts, Reinhard *Kreckel*, Wittenberg/Halle, in der Abschlussdiskussion heraus. Doch müsse präzise geklärt werden, warum die DDR-Geschichte etwas anderes ist als bspw. die bayerische Landesgeschichte. Nur so könne auch der »fortschreitenden Regionalisierung der DDR-Forschung«, die Martin *Sabrow*, München/Potsdam, konstatiert hatte, entgegengewirkt werden. Dabei verwies *Kreckel* auf die während der

Tagung immer wieder konstatierten Wechselwirkungen der »*untoten DDR*« (Pasternack) nicht nur mit der alten Bundesrepublik, sondern auch mit aktuellen politischen Bezügen. Ulrich Mählert schlug hier einen Perspektivenwechsel vor: Man solle sich jetzt bemühen, von der Gesellschaft zu den Strukturen zu kommen statt – wie bisher – umgekehrt vorzugehen, d.h. nicht

mehr von den Herrschenden ausgehen, um davon abgeleitet die Beherrschten zu beforschen, sondern von den Herrschaftsunterworfenen und deren Alltag ausgehend zu den Herrschaftsaspekten gelangen. Dies könnte ein für die Vermittlungsarbeit erfolgversprechender Weg sein, um den doppelten Blick auf Herrschafts- und Alltagsgeschichte zu erproben.

»Sie gaben Befehl, die Wurzel zu roden«

Tagung zu Peter Huchels 100. Geburtstag in Staufen/Breisgau

Jörg Bernhard Bilke, Bad Rodach

Seiner Stimme konnte man sich nicht entziehen; selbst wenn er schwieg, hörte man sie noch. Ihre höchste Ausdrucksmöglichkeit gewann Peter Huchels Stimme, wenn er seine Gedichte las. Verhaltener Schmerz war zu spüren, und auch wenn er lachte, war sein Gesicht von Trauer überschattet.

Das »Dritte Reich« hatte der Lyriker, am 3. April 2003 in Berlin geboren, in der »inneren Emigration« verbracht. 1945 war er von der sowjetischen Besatzungsmacht zum Sendeleiter des »Berliner Rundfunks« ernannt worden, dann hatte ihn Johannes R. Becher, Präsident des 1945 gegründeten »Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands« und 1954 bis 1958 erster DDR-Kulturminister, zum Chefredakteur der Literaturzeitschrift »Sinn und Form« berufen, die durch ihn in den Jahren 1949 bis 1962 internationales Ansehen gewann. Ständige Anfeindungen und ideologische Bevormundungen sorgten dafür, dass Peter Huchel im Dezember 1962 als Chefredakteur ausschied. Am 27. April 1971 durfte er, auf Fürsprache Heinrich Bölls bei der DDR-Regierung, aus Potsdam-Wilhelmsort, wo er äußerst zurückgezogen gelebt hatte, nach Italien ausreisen, wo er ein Jahr lang Gast in der »Villa Massimo« in Rom war. Seit dem 3. Mai 1972 lebte er bis zu seinem Tod am 30. April 1981 mit seiner zweiten Frau Monica in der Münstertaler Straße 47 in Staufen/Breisgau, nicht weit von der Universitätsstadt Freiburg, wo er 1925 ein Jahr studiert hatte.

Peter Huchels politisches Schicksal als Chefredakteur von »Sinn und Form« ist nach der Ausreise mehrfach dokumentiert worden, so von Hans Mayer, dem 1963 »republikflüchtig« gewordenen Leipziger Literaturprofessor, im Sammelband *Über Peter Huchel*, edition suhrkamp 1973, so von Sebastian Kleinschmidt, dem Nachfolger im Amt, auf 84 Seiten im fünften Heft 1992 von »Sinn und Form« und von Peter Walther 1996 in dem Insel-Taschenbuch *Leben und Werk in Texten und Bildern*.

Peter Huchel war freilich nicht nur ein versierter Chefredakteur, dessen Zeitschrift mit ihrem hohen Ansehen ein falsches Bild vom tatsächlichen Zustand des SED-Staates zeichnete und der nach dem Mauerbau 1961 zum politischen Fall wurde, sondern ein Lyriker europäischen Ranges. Schon sein erster von insgesamt fünf Gedichtbänden, erschienen 1948 in Ost-Berlin und 1950 in Karlsruhe, begründete seinen literarischen Ruhm.

Die Stadt Staufen, wo Peter Huchel die letzten neun Lebensjahre verbrachte, hatte für den Festvortrag den niederländischen Germanisten Hub Nijssen von der Katholischen Universität Nijmegen (Nimwegen) verpflichtet. Er war mit einer umfangreichen Arbeit (626 Seiten) unter dem Titel *Der heimliche König*, 1998, über »Leben und Werk von Peter Huchel« promoviert worden und gilt neben Uwe Schoor, Axel Vieregge, Peter Walther und Hans Dieter Zimmermann als einer der gründlichsten Kenner des lyrischen Werks und der Lebensumstände des